

Zur Psychologie des Kriegserlebnisses

Autor(en): **Howald, Rud.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **90=110 (1944)**

Heft 1: **Wehrmedizinisches Sonderheft**

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-19000>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Trotz der Fortschritte der *Sero- und Chemotherapie*, die im Frieden und insbesondere bei der Prophylaxe vieler Infektionskrankheiten heute schon Vieles leisten, steht die *chirurgische Behandlung* der Kriegsverletzungen an erster Stelle. Ihr verdanken unzählige Verwundete Leben und Gesundheit.

Zur Psychologie des Kriegserlebnisses

Von Hptm. d. San. *Rud. Howald*, Kdt. einer Chir. Amb.

Jeder Schweizer, der sich in diesen Zeiten auf die Möglichkeit vorbereitet hat, dass die Kriegsergebnisse auch auf unser Land übergreifen könnten, wird sich schon die Frage gestellt haben, wie der Soldat an der Front auf das Kriegserlebnis seelisch reagiere. Es ist ganz klar, dass die gewaltigen Eindrücke des Krieges und die vollständige Umstellung aller Lebensbedingungen an der Front die Psyche eines jeden Menschen stark beeinflussen. Das Kriegserlebnis wirkt sich je nach den Umständen des Kampfes in sehr verschiedener Weise aus. Eine siegreich vorrückende Truppe nimmt im Hochgefühl des Erfolges Strapazen und Entbehrungen ohne weiteres auf sich. Ganz anders sind die Verhältnisse, wenn Rückschläge eintreten, wenn an Stelle des Erfolges nur noch Schwierigkeiten und Mühseligkeiten treten durch die Unbill des Klimas, durch Mangel an Verpflegung, Fehlen der Unterkunft, wenn der Dienst eintönig wird und die Truppe doch ständig auf der Hut sein muss vor den Bewegungen eines unbittlichen Feindes. Es ist doch eigentümlich, dass auch unter diesen Bedingungen die Soldaten nur selten versagen und unter der seelischen Belastung zusammenbrechen.

Man kann aus der Ferne sich nur schwer eine Vorstellung machen vom Fronterlebnis. Es ist deshalb vielleicht berechtigt, zu diesem Thema einige Gedanken wiederzugeben, die natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit oder Allgemeingültigkeit erheben. Dies ist schon deshalb nicht der Fall, weil der Verfasser selbst sich nie im eigentlichen Kampfgebiet der vorderen Frontabschnitte aufgehalten hat. Er hat aber immerhin den letzten Winter in einem vorderen Kriegslazarett an der Ostfront zugebracht, wo der tägliche Kontakt mit den Verwundeten des Südabschnittes ihm einen guten Einblick in die Verhältnisse gegeben hat. Ausserdem hat er an sich selbst und

an seinen schweizerischen Mitarbeitern verfolgen können, wie das Kriegsgeschehen Wesen und Denken beeinflusst.

Um die Wirkung der Kriegserlebnisse auf uns Schweizer richtig zu erfassen, muss man sich zuerst überlegen, wie der Schweizer im allgemeinen sich gegenüber dem Staate einstellt, welche Gefühle seine Haltung gegenüber den Forderungen des Staates leiten. Da darf doch wohl, ohne zu sehr zu schematisieren, gesagt werden, dass der Schweizer sich in erster Linie um das Wohlergehen seiner Person und seiner Familie bemüht. Wenn er für Frau und Kinder und gegebenenfalls auch für weitere Angehörige ausreichend sorgt, so erachtet er es als selbstverständlich, dass er damit auch dem Gemeinwesen, dem Vaterlande dient und zu dessen Entwicklung beiträgt. Der Schweizer ist ein seiner Rechte bewusster Individualist, der seine Pflichten gegenüber dem Staate erfüllt, der aber jede Einmischung des Staates in sein persönliches Leben und Denken ablehnt. In einer langen Periode friedlicher Entwicklung, die seit den Tagen unserer Grossväter ununterbrochen andauert hat, ist es nie notwendig geworden, dass der Bürger das Wohl des Staates über sein eigenes Wohl gestellt hat. Er hat nie mit dem Einsatz seines Lebens seine Rechte und Freiheiten verteidigen müssen.

Im Kriege sind die Verhältnisse diametral entgegengesetzt. Das ist so eindrucklich, dass unter diesem Erlebnis die Mentalität ganz unmerklich, aber sehr rasch ändert. Die täglichen Ereignisse zeigen so unwiderleglich, wie wenig am Schicksal des Einzelnen gelegen ist, wie wenig das Leben eines Einzelnen und sein Lebenskreis zu bedeuten haben gegenüber dem einzig wichtigen Schicksal der Gemeinschaft. Ganz unwillkürlich kommt man unter diesen Verhältnissen dazu, dem Einzelschicksal nur noch wenig Bedeutung beizumessen, nur noch das Völkerschicksal zählt. Diese Aenderung der Ansichten geht so unbewusst vor sich, dass man ganz erstaunt ist, wenn man plötzlich diese Gedankengänge bewusst an sich feststellt. Bewusst oder unbewusst muss jeder Soldat so empfinden. Aus diesem Gefühl heraus erwächst das Soldatentum, das Heldentum all der zahllosen in keinem Heeresbericht genannten Kämpfer.

Wenn schon wir Schweizer bei unserem zeitlich beschränkten Aufenthalt an der Ostfront uns unwillkürlich diese Einstellung zu eigen gemacht haben, um wie viel mehr muss diese Ueberzeugung die Frontsoldaten beherrschen, die im Kampfe stehen für die Zukunft ihres Vaterlandes, diese meist jungen Leute, die schon in der Schule und auch nachher im späteren Leben immer wieder hingewiesen

worden sind auf die Notwendigkeit, für das Vaterland und die Volksgemeinschaft Opfer zu bringen.

Das Gefühl der Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft wird zudem durch die Verhältnisse des Soldatenlebens stark gefördert. Das weiss jeder, der einmal Dienst geleistet hat. Es fehlen wohl viele Annehmlichkeiten des zivilen Lebens, aber andererseits fallen auch wieder manche Schwierigkeiten dahin, weil jedermann seine genau geregelten Pflichten zu erfüllen hat. Es fehlt wohl die Familie. Sie wird aber weitgehend durch die Kameradschaft ersetzt, die sich im gemeinsamen Kriegserlebnis noch viel weiter entwickelt als im Friedensdienst. Die Kämpfer im Osten leben zudem heute schon jahrelang fern von der Heimat. Unter dem Einfluss der fremden Umgebung, der endlosen flachen Landschaft, in einem ungewohnten Klima mit extremer Hitze und Kälte lebend, haben sie sich vielfach aus ihren heimatlichen Bindungen mehr oder weniger losgelöst, wenn nicht Frau und Kinder zu Hause auf sie warten.

Der Soldat empfindet im Kriege sein Los als eine Schicksalsfügung, die er zu tragen hat und über deren Ursache und Notwendigkeit er nicht weiter nachgrübelt. Tiefer veranlagte Charaktere beugen sich vor den unabwendbaren Tatsachen und versuchen dem Geschehen einen höheren Sinn zu geben. Sie wenden sich in stillen Stunden gerne der Lektüre klassischer Werke zu. Ich habe im Gepäck von deutschen Kameraden Homer und Jakob Burckhardt gefunden, auch Werke von Romantikern und Rilke. In einer Frontbuchhandlung in der Ukraine waren neben Büchern technischen, sowie militärischen Inhaltes und politischer Tagesliteratur auch Mörike und Stifter aufgelegt. Nicht selten werden besinnliche Naturen zu dichterischen Versuchen angeregt. Der Redaktor einer Frontzeitung bekam im vergangenen Jahre so viele Einsendungen, dass er sich fragte, ob denn die deutsche Armee nur aus Lyrikern bestehe.

Aus der geschilderten Einstellung heraus nimmt der Soldat auch eine Verwundung als Schicksal auf sich und dieser Fatalismus erklärt die bewundernswerte Haltung des kriegsverletzten deutschen Soldaten, der kaum jemals über sein Unglück jammert und seine Schmerzen ohne Klage erträgt.

Je nach Anlage und Temperament reagieren die Soldaten in verschiedener Weise auf die gleichen Einwirkungen. Das gleiche Ereignis kann den einen umwerfen und vom anderen gut vertragen werden. Diese Unterschiede finden sich nicht nur von Mensch zu

Mensch, sondern sie bestehen in ähnlicher Weise auch zwischen den verschiedenen Völkern und Rassen.

Wir wissen alle, dass unsere südlichen Nachbarn im allgemeinen dazu neigen, ihre Schmerzen und Leiden in klangvollen Worten zu schildern und oft Angst haben vor dem Arzte. Kroaten und Rumänen dagegen sind stoischer, ebenso die Tataren. Die Russen dagegen, wenigstens die Bewohner der südlichen Gebiete, die ich näher kennen gelernt habe, sind sehr sensibel, empfindlicher als der durchschnittliche Mitteleuropäer und Nordländer. Ihr Wesen ist aber bescheiden und ruhig und sie sind dankbar für die empfangene Hilfe.

Die Haltung des einzelnen Soldaten ist für die Kriegstüchtigkeit einer Truppe wichtig. Ausschlaggebend wird aber immer wieder der Einfluss des Vorgesetzten sein. Sein Beispiel und seine Führung beeinflussen weitgehend den Ausgang in schwierigen Situationen. Es ist unerlässlich, dass der Vorgesetzte im kritischen Augenblick ruhig, aber rasch entschlossen seine Anordnungen trifft. Sonst greift seine Nervosität und Unentschlossenheit sofort auf die Truppe über. Ich möchte zur Illustration meiner Feststellung nur wenige Beispiele aus eigener Erfahrung mitteilen.

Der Chefarzt unseres Lazarettes im Osten zeichnete sich aus durch ein hervorragendes Organisationstalent. Ein deutsches Kriegslazarett ist ausgerüstet für die Verpflegung von wenigen hundert Patienten. Die Kriegsumstände hatten dazu geführt, dass bei unserer Ankunft das Lazarett ungefähr die vierfache Anzahl Verwundete hatte aufnehmen müssen. Was es braucht, um im Feindesland, unter russischen Verhältnissen, einen Lazarettbetrieb von diesem Umfange aufzubauen, kann man sich nicht vorstellen, wenn man in Mitteleuropa lebt. Der Betrieb lief aber fast reibungslos. Das kam daher, weil der Chef sich nicht aus der Ruhe bringen liess. Unermüdlich sorgte er für das Notwendige und auch als später die Zahl der Verletzten innerhalb weniger Tage auf das Sechsfache anstieg, war es möglich, jeden Patienten auf einen Strohsack zu legen und jeder Mann bekam seine Verpflegung ungeschmälert. Offiziere und Personal leisteten ganz selbstverständlich die vermehrte Arbeit, weil ruhig und sachlich das Notwendige befohlen und angeordnet worden war und nirgends Unordnung oder Widersprüche den Fluss der Arbeit hinderten.

In dieser Zeit begannen die Russen wieder einmal am Abend, während wir im Offizierskasino beim Nachtessen sassen, die Stadt zu bombardieren. Erst hörte man das charakteristische dumpfe Brum-

men der russischen Maschinen und dann folgten Explosionen von entfernteren Bombeneinschlägen. Daran hatte man sich gewöhnt, so dass niemand sich deswegen stören liess. Plötzlich aber erzitterten die Wände unseres Hauses von der Explosion einer schweren in der Nähe gefallenen Bombe. Der Detonation folgte eine etwas betretene Stille im Raum. Man wusste ja nicht, was die nächsten Sekunden bringen konnten. In diesem Moment bemerkte der Chefarzt oben am Tisch seelenruhig: «Na, wenn die Kerle so weitermachen, so schlagen sie mir am Ende doch noch etwas kaput!» Mit diesem Ausspruch war die Situation gerettet; jedermann wartete interessiert darauf, ob nun wirklich noch etwas geschehen werde, und die Mahlzeit wurde in aller Ruhe wie gewohnt beendet.

Ein Lazarettzug, der bei uns mit etwa 700 Verwundeten beladen worden war, stand auf seiner Fahrt in die Heimat auf der nächsten Zweigstation nordwestlich von uns und sollte die Lokomotive wechseln, als eine Anzahl von schweren russischen Panzern unerwartet von Norden her den Bahnhof angriffen. Der Sanitätsoffizier, der den Transport führte, liess sich sofort die einzige fahrbereite Lokomotive geben und fuhr nach Südosten zurück, woher er gekommen war. Die Lokomotive wurde bei der Ausfahrt aus der Station von einem Panzer angeschossen. Trotzdem gelang es, mit dem Zug bis hinter eine zufällig vorhandene Bodenwelle zu fahren, die Deckung bot vor den Geschützen der Panzer. Die Geistesgegenwart dieses Offiziers hat 700 Soldaten vor Kriegsgefangenschaft, vielleicht vor dem Tode bewahrt, denn der erwähnte Bahnhof fiel in die Hände der Russen.

Situationen wie die eben geschilderten kommen im Kriege täglich vor, bei den Kampftruppen naturgemäss noch häufiger als hinter der Front. Die Beispiele zeigen, was für eine überragende Wichtigkeit der ruhig überlegenen Haltung des Vorgesetzten zukommt. Dieser muss unter Umständen auch die Verantwortung auf sich nehmen, seinen Entscheid im Widerspruch mit den erhaltenen Befehlen zu treffen, wenn die Verhältnisse das erfordern. Das geht aus der Episode mit dem Lazarettzug hervor. Vorgesetzte, die in dieser Weise die Schwierigkeiten meistern, geniessen das Vertrauen ihrer Untergebenen. Ihre Befehle werden willig und fleissig ausgeführt, während jede Nervosität des Führenden sich auf die Mannschaft überträgt und die Leistungsfähigkeit herabsetzt.

Es dürften noch kurze Angaben über die Auswirkung von Luftangriffen interessieren. Wir haben nie schwere Luftangriffe durchgemacht, die Zerstörungen im Bereiche des Stadtteils, in dem unser

Lazarett lag, beabsichtigt hätten. Mit der Möglichkeit unerwarteter ernster Angriffe musste aber gerechnet werden. Diese Ungewissheit belastete aber niemand und störte in keiner Weise den ruhigen Schlaf. Wenn man nachts durch explodierende Bomben geweckt wurde und das Gebrumm der russischen Motoren hörte, so drehte man sich ganz einfach auf die andere Seite und schlief wieder weiter, nicht anders, als wenn in der Heimat ein spätes Fuhrwerk auf der Strasse den Schlummer stört. Die Wahrscheinlichkeit, dass man durch einen Einschlag zu Schaden kommt, ist so gering, dass man sich deswegen nicht aufregt. Auch aus gesprächsweisen Aeusserungen deutscher Kameraden habe ich den Eindruck bekommen, dass Luftangriffe an der Front keinen grossen psychischen Eindruck machen, denn der Soldat gibt sich bald Rechenschaft davon, dass sie in ihren Auswirkungen relativ harmlos sind.

Bei hohen Sanitätsoffizieren und Fachneurologen habe ich mich erkundigt, wie der Krieg und das Fronterlebnis sich auf das Auftreten und den Verlauf von Geistesstörungen auswirkt. Im Verlaufe des Krieges von 1914/18 hörte man oft von Kriegszitterern. Kriegszitterer sind Soldaten, die unter dem Einfluss des Frontgeschehens in ein ständiges nervöses Zittern verfallen, so dass sie dienstuntauglich und behandlungsbedürftig werden. Uebereinstimmend habe ich die Auskunft erhalten, dass diese Krankheitsform im gegenwärtigen Kriege im deutschen Heere sehr selten beobachtet wird im Vergleich zu früher. Die eigentlichen Geisteskrankheiten dagegen treten in gleicher Weise auf wie 1914/18. Sie unterscheiden sich in ihrer Art und der Häufigkeit ihres Vorkommens auch nicht von den Verhältnissen im Frieden.

Die Feststellung, dass die Zitterer in der deutschen Armee selten geworden sind, scheint mir von grossem Interesse zu sein. Die Lebensbedingungen an der Front sind heute nicht besser oder menschlicher als im letzten Kriege, die Beanspruchung des Einzelnen hat eher zugenommen. Wenn trotzdem die Zahl der Zitterer wesentlich abgenommen hat, so muss das eine bestimmte Ursache haben. Die deutschen Sanitätsoffiziere führen diese Veränderung — wie ich glaube mit Recht — auf die straffere Führung der Mannschaft zurück, auf die bessere seelische Vorbereitung der Leute. Diesem Teil der Ausbildung wird von seiten der Offiziere viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt als früher. Die Erfolge beweisen, dass die Mühe sich lohnt. Diese Erfahrung hat auch für uns Schweizer und unsere Milizarmee eine grosse Bedeutung.

Meine kurzen Darstellungen sind skizzenhaft. Sie beabsichtigen, darauf hinzuweisen, dass auch der schweizerische Offizier sich mit der seelischen Betreuung der Untergebenen befassen muss, dass jeder an seiner Stelle nach seinen Kräften dazu beitragen muss, damit wir im Ernstfalle über eine Armee verfügen, die auch in seelischer Hinsicht kriegsgenügend ist.

Kälteschäden im Kriege

Von Major *Ernst Baumann, Langenthal,*

Man stellt «*allgemeine Kälteschäden*» des menschlichen Körpers den örtlichen Kälteschäden gegenüber. Im einen Falle versteht man darunter die Abkühlung des Organismus und besonders seiner allgemeinen Bluttemperatur so weit unter die Norm, dass dadurch Schaden entsteht. Dagegen sind beim *örtlichen Kälteschaden* nur einzelne der Abkühlung besonders ausgesetzte Körperteile betroffen, z. B. Füße und Hände, Nase, Ohren.

Das von früher her gewohnte Wort «*Erfrierung*» ist wohl anschaulicher, verbindet sich aber leicht mit unrichtigen Vorstellungen, denen man aus theoretischen und praktischen Gründen entgegen treten muss. Sowohl der allgemeine, wie der örtliche Kälteschaden sind keineswegs an Gefriertemperaturen von ± 0 Grad oder darunter gebunden.

Die *allgemeine Unterkühlung*, wie man zutreffend den allgemeinen Kälteschaden nennt, erreicht verhältnismässig bald Temperaturgrade, aus denen der Organismus nicht mehr dem Leben zurückgewonnen werden kann. Rettung eines Menschen mit Rectaltemperaturen von $24\text{--}25^{\circ}$ ist nur ausnahmsweise möglich. Die tiefste Temperatur, die am noch lebenden Menschen beobachtet wurde, ist $22,5^{\circ}$ (*Killian*). Dass eine solche allgemeine Unterkühlung bei mangelhaftem Kälteschutz, unter Mitwirkung von Nässe, Wind, Krankheit, Verwundung, Blutverlust, Erschöpfung bei Temperaturen über 0 Grad eintreten kann, liegt auf der Hand. Weniger bekannt und nicht ohne weiteres verständlich ist aber die Tatsache, dass auch örtliche Kälteschäden durchaus nicht nur bei Frosttemperaturen vorkommen. Natürlich sind Temperaturen um ± 0 Grad und darunter ebenfalls und besonders geeignet, örtliche Kälteschäden zu setzen.